Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Herausgeber: Bioforum Schweiz

Band: 4 (1949)

Heft: 4

Artikel: Das Schöne im Leben des arbeitenden Menschen

Autor: Stokar, Willy

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-890784

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS SCHÖNE

im Leben des arbeitenden Menschen

WILLY STOKAR

Der Bauer, der sein Tages- und sein Jahreswerk noch unmittelbar mit der Landschaft im Wechsel der Jahreszeiten vollbringt, kennt ein Erlebnis, von dem der Städter höchstens einmal in den Ferien eine Ahnung bekommt. (Es gibt allerdings heute leider manchen Landwirt, der so sehr moderner Bodentechniker geworden ist, dass er es als Erniedrigung empfindet, nennt man ihn Bauer. Er ist ja auch keiner mehr.) Das Erlebnis, das wir meinen, ist jener «Feierabend», wie ihn Bauer und Bäurin etwa nach der abendlichen Stallarbeit auf der Bank vor dem Haus erleben können. Die Sonne ist untergegangen, die Landschaft hüllt sich immer dichter in die aus den Niederungen aufsteigende Dämmerung und lässt Einzelheit um Einzelheit in ihr versinken. Man sitzt wortlos und schaut lauschend hinaus über Feld und Wald, ganz selbstvergessen und hingegeben an den Abendfrieden. Und wie im Dämmer alles einzelne, Deutliche versinkt, so versinkt auch die Erinnerung an die Sorgen des Tages und die geleistete Arbeit in ein einziges traumartiges Fühlen. Man ist ganz hingegeben, als wäre man selbst eins mit dem Ganzen dieses Abendfriedens.

In diesem wunderbaren Erlebnis taucht man als Mensch unter in eine dem wachen Tag- und Arbeitsleben ganz entgegengesetzte Welt, wo über allem ein zarter Glanz liegt, für den wir nur alte, heute fast inhaltslose Worte finden. Man erlebt die Heiligkeit der göttlichen Schöpfung wie in einem traumhaften Ahnen einer

höheren Weltordnung, wo das Wirkliche schön ist und das Schöne heilig und gut. Aber sobald man sich einen nur leisen Ruck gibt, um etwas einzelnes aus dem lauschend Geschauten ins Auge zu fassen, ist der Glanz und Zauber des Abendfriedens dahin, und die Alltagswelt hat einen wieder.

Immer, wenn wir Schönes in der Natur betrachtend geniessen, erfüllt uns Ehrfurcht vor den Schöpfermächten, deren Grösse und Erhabenheit wir traumhaft erahnen. Und der Bauer, der sein Arbeitsleben im ständigen Umgang und in Abhängigkeit vom Naturablauf verbringt, verliert nicht leicht den gesunden Sinn für das Schöne in der Natur, wenn er auch darüber kaum je klare Gedanken oder gar Worte bildet. Und wenn ihm Zeugnisse menschlichen Kunstschaffens begegnen, weiss er ohne Schwanken, sozusagen auf den ersten Blick, was echt und wirklich schön ist.

Im Bauerntum lebte zu allen Zeiten jener eigenartige Trieb des Menschen, die Werke seines Fleisses nicht nur zweckmässig zu gestalten, sondern ihnen wo immer möglich jenen besonderen Schein mitzugeben, der sie schön macht. Schon wenn ein Bauer am warmen Ofen im Winter eine Kelle schnitzelt, gibt er sich nicht damit zufrieden, das Ding brauchbar zu machen. Es muss auch schön sein. Und wirklich, alle jene Geräte, die man einst auf jedem Hofe selber anfertigte, Rechen, Gabeln, Bränten, Sensenholme und dergleichen, sie alle haben seit Urväterzeiten eine eignartig schöne Gestalt, die auch heute trotz der fabrikmässigen Massenherstellung noch nicht ganz verschwunden ist.

Solange man sie am Bauerngewerbe selbst herstellte, floss in jedes Gerät noch etwas herein, was ihm den persönlichen Stempel des Herstellers verlieh. Jeder Mensch ist ja in besonderer Weise begabt, und so gibt es überall einzelne Menschen, die sich dadurch von den andern auszeichnen, dass sie besonders geschickt sind, schöne Dinge zu machen. Von solchen ist in allen Bauernschaften viel gemalt, geschnitzt und gestickt worden, so dass das Schöne nie ausstarb im Bauerntum, bis jene Welle der verständigen Ernüchterung von den Städten her das Land erreichte, deren jüngste Ausgeburt die Technik ist.

Wir haben schon bei der Schilderung jenes Feierabenderlebnisses auf dem Lande angedeutet, dass das Schöne aus einer ande-

ren Seelenregion stammt als das Zweckmässige, Praktische, die Technik. Und beim näheren Untersuchen der betreffenden Sachverhalte ergibt sich ganz deutlich, dass sowohl das geniessende Betrachten als auch das Schaffen des Schönen nichts mit dem Denken zu tun hat. Machen wir etwas praktisch Nützliches, so hantieren wir pröbelnd mit den Dingen, bis uns die Idee kommt, die wir dann verwirklichen. Da sind wir ganz wach und nehmen scharf Beobachten und Denken in Anspruch. Wenn es sich aber um das Schöne handelt, nützt uns die Gescheitheit nichts. Immer hat das Schöne mit dem traumartig auftretenden Empfinden zu tun, gleichgültig, ob wir das Schöne nur betrachten, um uns an ihm zu erbauen, oder ob wir uns bemühen, es hervorzubringen. Es stört sogar sofort den Genuss am Schönen, wenn wir versuchen, es mit dem Verstand zu erfassen. Da geht es uns wie dem Kinde, das ein schönes Spielzeug zerlegt und zerstört, anstatt es einfach zu brauchen. Dem Schönen müssen wir uns einfach auftun, damit es in unserem Empfinden sein Werk in uns verrichten kann, während wir innerlich schweigen. Dann wird es uns zu einer erbaulichen Nahrungsaufnahme in der Seele.

Denn zu unseren Herzen spricht nur das, was nicht nur richtig und zweckmässig, sondern auch schön ist. Ein unverdorbener Mensch empfindet ganz unmittelbar, dass nur diejenigen Menschenwerke wirklich neben der Natur bestehen können, die schön sind. Ein Traktor wird neben einem Pferd, auch wenn es eine alte Schindmähre ist, immer hässlich erscheinen. Ein altmodiger Pflug dagegen erscheint neben dem Traktor nicht hässlich, höchstens primitiv.

Im Augenblicke, wo man einmal den Zusammenhang des Schönen mit der Empfindung, dem Gefühl, dem Gemüt verstanden hat, steht man an einem Punkte, wo sich weite Perspektiven ergeben. Das menschliche Fühlen ist vom Gehirn und seinen Funktionen frei und steht mit dem Atmungsrhythmus und der Blutumlaufbewegung in ganz unmittelbarer Beziehung. Und wie das Beobachten und Denken mit Hilfe der Nerven- und Sinnesorgane für uns vollständig im Wachen abläuft, so das Fühlen mit dem Träumen, das eigentlich auch im Wachsein nie aufhört. Freuen wir uns, so kreist unser Blut lebhafter, und der Atem geht stärker.

Und im Fühlen sind wir ganz in unserem eigenpersönlichen Wesen drinnen, ganz anders als im Denken. Das Denken hat seine Allgemeingültigkeit und ist verbindlich für alle, nicht so das Fühlen. Da sind wir ganz im Eigenen drinnen. Und wenn wir als Künstler etwas Schönes schaffen, dann entstammt unser Werk ganz den intimen eigenen Begabungen, die uns allein eigen sind. Da sind wir ganz in den Kräften unseres Wesens, die noch im Werden begriffen sind. Denker machen immer den Eindruck des Erkaltetseins und einer gewissen Vergreisung, während Künstler jugendlich und frisch sind, weil sie aus Verjüngungskräften heraus leben und wirken. Und auch ihre Werke haben auf den Betrachter erfrischende Wirkung, eben über den Weg des Fühlens, indem sie Atmung und Blutzirkulation beleben und erfrischen.

Im Schönen, das wir der Natur abgewinnen, erahnen wir etwas von den schaffenden Kräften in der Welt, und im Schönen, das menschliche Künstlerhand hervorzaubert, ahnen wir dieselben Wesenskräfte auch in der Menschennatur.

Wenn es auch zuviel gesagt wäre zu behaupten, die landwirtschaftlich tätige Bevölkerung sei nicht in Gefahr, das Erlebnis des Schönen aus ihrem Dasein hinwegschwinden zu lassen, so gilt doch allgemein der Satz, dass die gesamte europäische arbeitende Bevölkerung dieser Gefahr weitgehend bereits verfallen ist. Der Bauer wird ihr gewiss nicht so schnell unterliegen, besitzt er doch den unschätzbaren Vorzug, seine Jugend unter der Mitwirkung der Naturschönheiten verbringen zu dürfen. Ganz anders steht es dagegen mit der städtischen Arbeiterschaft, am schlimmsten mit dem Industrieproletariat. Wo die Technik das Leben beherrscht, spricht zum arbeitenden Menschen nur noch das aus dem nüchternen Denken stammende Maschinenwesen. Da ist aus der Arbeitsumgebung das Schöne vollständig gebannt, und in die Arbeit selber fliesst aus den künstlerischen Begabungen des einzelnen Arbeiters auch nichts mehr in den Arbeitsprozess hinein. Der mittelalterliche Handwerker durfte noch jedem Werkstück sein künstlerisches Können aufprägen. Da konnte er sich immer wieder freuen, den Werken wieder zu begegnen, die er mit Fleiss und Geschick geschaffen hatte. Von alledem gibt es in der Maschinenwelt nicht mehr einen Rest. Der Fabrikarbeiter muss restlos dar-

auf verzichten, innerhalb der beruflichen Arbeit solche Befriedigung zu finden.

Dieser Verzicht bedeutet ein schweres Opfer. Und wenn auch heute gewiss nur recht wenig Arbeiter diesen Zusammenhang durchschauen, so ist doch das grundlegende Gefühl des Proletariers, der industrielle Arbeitsprozess habe ihm die Menschenwürde genommen, ursächlich mitbestimmend bei allem revolutionären Rumor, den die Arbeiterbewegung in Szene gesetzt hat. Um die volle Menschenwürde finden zu können, braucht der Mensch eben einmal die Möglichkeit, sich fortgesetzt am Genuss und auch am Hervorbringen des Schönen in seiner vollen Menschlichkeit zu bestätigen. Und das bedingt beim Industriearbeiter doch das lebensvolle Durchsetzen des Privatdaseins mit der Kunst, beides, geniessend und schaffend. Ganz besonders wäre das Proletarierkind, wenn es für sein späteres Arbeitsleben wirklich gerüstet werden soll, ganz im Elemente des Schönen aufzuziehen, müsste zu allen künstlerischen Tätigkeitsgebieten den Zugang haben, um später niemals den Zusammenhang mit dem Schönen abreissen zu lassen.

Im Augenblick, wo man diese heute noch völlig ausser acht gelassene Seite des Arbeiterproblems deutlich vor Augen hat, taucht wie ein Zukunftstraum das Bild einer sozialen Ordnung auf, die sich freilich ganz radikal von allem unterscheidet, was aus dem Marxismus hervorgegangen ist an Zukunftsbildern und an Verwirklichungen. Da sieht man alle arbeitsfähigen Menschen halbtägig im Wirtschaftsprozess beschäftigt, so dass sie sich eine gewisse Einkommensgrundlage schaffen können. Den übrigen halben Tag aber sieht man die Menschen ganz frei und jeder seinen besonderen Neigungen nach in einem vielseitig entwickelten Geistesleben sich betätigen, die einen künstlerisch: malend, bildhauernd, dichtend, musizierend, schauspielernd — andere wissenschaftlich tätig, lehrend und lernend. Gewiss, das ist ein Bild, das wie eine Utopie ausschaut, und dennoch steckt darin etwas, was im Grunde der tiefen Sehnsucht ungezählter Gegenwartsmenschen entspricht.

Erst von solchen Streiflichtern auf soziale Möglichkeiten aus gewinnt man ein wirklich realistisches Bild des grauenhaften Zustandes, in dem wir heute in Europa stecken. Hier in unserem so

ungeheuer bevorzugten Lande merkt man wenig davon. Aber jenseits unserer Landesgrenzen, nach allen Himmelsrichtungen, findet man Menschen zu Millionen, die in einer Erbärmlichkeit des Daseins leben, die zum Himmel schreit. Und es will einem fast das Herz abdrücken, wenn bei uns gleichzeitig in immer neuen Ausstellungen gezeigt wird, was aus diesen Völkern einst für wunderbare Werke des Schönen hervorgegangen sind. Das Schöne ist in die Museen verwiesen, wo es wie einst Reliquien aufbewahrt wird. Im Leben selber aber herrscht das Hässliche und das Untermenschliche. Daran ändert ja auch all das nichts, was auf der andern Seite an technischen Errungenschaften unserem Zeitalter entsprungen ist. Denn das sind lauter Ausgeburten des Hirns, die uns nicht im Herzen ansprechen, sondern nur dazu helfen, dass wir rascher und gründlicher abgenützt werden vom Lebensumtrieb.

Vielleicht hält man uns entgegen, wir seien unverbesserliche Pessimisten? Aber doch nur dort, wo es gilt, die Aufgaben unseres Zeitalters klar und ungeschminkt zu sehen und in den Willen aufzunehmen. Da, wo wir tätig im Leben stehen, sind wir gerade wegen dieser deutlichen Einsicht ins Negative nur um so energischer dabei, wenigstens die Anfänge dessen zu schaffen, was einmal im grossen Stile möglich werden soll: das Schöne wieder voll ins Leben selber hineinzutragen.

Wo Glaube ist,

da macht er kühn und mutig,

dass der Mensch frei seine Not Gott vorlegt

und um Hilfe bittet.

MARTIN LUTHER